

Petra Jahrend

LIPÖDEM

lieben leben weinen



Der Alltag mit Lipödem

Einzig und allein eine Kameradin konnte nicht an sich halten und mobbte mich weiter. Ich ertrug es stillschweigend. Und dann hörte ich das, wovon ich schon lange Angst hatte es hören zu müssen.

„Was will die Fette uns eigentlich vormachen? Die glaubt doch nicht etwa, dass wir ihr abnehmen, nicht zu fressen? Sollte es wirklich so sein, dass sie nicht richtig essen kann, dann hätte sie längst abgenommen.“

„Voll die Verarsche“, hörte ich eine andere Klassenkameradin sagen.

„Ich bin mir sicher, die zieht sich nur Schokolade durch den Strohhalm.“

Die Mädchen kicherten und ich ging auf die Toilette und mochte diese nicht mehr verlassen. Wie sollte ich erklären, dass es nicht daran liegen würde. Dass ich gar keine Schokolade essen würde.

Und wieso musste ich mich eigentlich immer rechtfertigen?

Als ich die Toilette verließ, atmete ich tief durch. Ich ging erhobenen Hauptes den Flur entlang zum Klassenzimmer und setzte mich auf meinen Stuhl. Ohne das breite Grinsen einer Klassenkameradin zu beachten. Marion saß seitwärts von mir.

Sie musste sich nur nach vorne beugen, um in mein Gesicht zu blicken. Zwischen uns saß Claudia. Ich schaute auf meinen Arbeitsplatz. Versuchte die Bemerkungen von Marion nicht zu hören, als Claudia plötzlich anfangen zu weinen.

„Ich halte das einfach nicht mehr aus, ich kann nicht mehr!“

Claudia schlug ihre Hände vor ihr Gesicht und weinte.

Unsere Klassenlehrerin unterbrach den Unterricht.

„Was ist mit dir, Claudia?“

Doch Claudia schüttelte den Kopf und weinte weiter. Dann hob sie ihren Kopf und sagte: „Petra wird hier in der Klasse nur niedergemacht. Stets hacken die Mädchen auf ihr herum, ich kann das nicht mehr aushalten.“

Ich erschrak. Zum ersten Mal setzte sich jemand für mich ein. Ich war sprachlos. Bis zu diesem Moment dachte ich immer, dass alle gegen mich wären. Und wenn nicht alle, dann würde es den anderen egal sein.

Ich hatte mich getäuscht. Ganz im Gegenteil, es waren Menschen um mich herum, die mit mir litten. Denen ich nicht egal war.

Ich war irritiert.

Unsere Lehrerin wurde neugierig.

Dann fragte sie mich: „Was ist hier los, ich will wissen, was hier hinter meinem Rücken passiert.“

Niemand meldete sich, daraufhin sprach unsere Lehrerin mich an: „Also, ich warte. Raus damit Petra.“

Ich fing an, auf die Schreibtischplatte zu blicken. „Die anderen mögen mich nicht.“

„Das stimmt nicht“, rief jemand in den Raum, „ganz und gar nicht, du willst mit uns nichts zu tun haben.“

„Das ist so nicht richtig“, erwiderte ich, „immer wieder werde ich ausgelacht. Werde ich geschubst. Werden meine Sachen aus dem Rucksack entfernt. Ich werde als dick und hässlich bezeichnet, obwohl ich nichts dafür kann. Ich würde zu viel fressen und ... und ...“ Dann fing ich an zu weinen.

Claudia lag mit ihrem Kopf bereits auf der Tischplatte, hielt sich die Hände an ihre Schläfen und weinte weiter.

„Und das ist noch nicht einmal alles“, sagte sie weinend. Marion schaute die ganze Zeit zu mir und blähte ihre Wangen auf. „Sie droht ihr ... sie nimmt ihr die Sachen weg. Sie beschmiert Petras Stuhl mit Schokolade und so weiter und ich sitze dazwischen und muss das alles aushalten.“ Unsere Lehrerin schüttelte den Kopf.

„Stimmt das, Marion?“

Marion schüttelte den Kopf. „Weiß ich nicht ...“ „Was heißt, weiß ich nicht?“

„Weiß ich nicht. Heißt, dass ich es nicht weiß.“

Marion drehte sich nach hinten, blickte zu den Mädchen aus ihrer Clique und lachte still. Die anderen grinnten. Die Stimmung war für mich unerträglich. Dann war es Claudia, die alles unterbrach. Sie wischte sich mit der rechten Hand die Tränen aus dem Gesicht und meinte: „Das bringt doch hier alles nichts, die werden es nie einsehen wie falsch sie sind.“ Dann stand sie auf und rannte aus dem Klassenraum.

Zurück blieben die unbelehrbaren Mädchen, in deren Gesichtern sehr deutlich abzulesen war, dass sie nichts verstanden hatten.

Und auf der anderen Seite die Mädchen, die umdachten.

Und so kam es auch.

In den nächsten Tagen sorgte Claudia dafür, dass ein Umdenken einsetzte. Einige der Mädchen waren von da an auf meiner Seite.

Sie waren bereit, mit mir Gruppenarbeit zu machen. Sie waren bereit, mit mir in die Pause zu gehen.

Und sie passten beim Sport auf mich auf, dass keine der gehässigen Klassenkameradinnen mir weiterhin meine Sportbekleidung entwenden und wegschmeißen würde. Mit der Zeit fühlte ich mich im Klassenverband wohler. Somit fing ich an, mich am Unterricht zu beteiligen. Und somit wiederum stiegen meine Noten.

Alles in allem wurde mein Leben angenehmer.

Ich wurde älter und damit wuchs auch die Verantwortung, mein Leben selbst in die Hand nehmen zu können.

Für mein Alter fing ich früh an, die Ärzte zu konsultieren. Und immer wieder erhielt ich ein und dieselbe Auskunft.

Ich sollte doch weniger essen. Mich mehr bewegen. Und mich nicht selbst belügen. Wenn ich Glück hatte, dann wurde mir Blut abgenommen. Dann wurde auch einmal ein Ultraschall durchgeführt. Mit dem Ergebnis, dass alles bei mir in Ordnung wäre.

Somit läge es an mir. Allein an mir.

Klar lag es an mir. Aber nicht, weil ich keine Selbstverantwortung mir gegenüber hatte, sondern weil ich krank war.

Mit den Jahren lernte ich zu akzeptieren, dass ich mich nur zurückgezogen hatte, weil ich selbst mit mir nicht im Reinen war. Unfreiwillig, weil ich stets zu schwach war. Ich suchte stets den Kontakt, konnte aber Freundschaften nicht lange aufrechterhalten. Die eine oder andere Freundin ging in die Diskothek, um zu tanzen.

Und tanzen bedeutet, sich zu zeigen, sich zu bewegen und sich zu präsentieren. Danach war mir nun wirklich nicht. Wie oft wurde ich gefragt, doch einmal mitzukommen. Doch ich schämte mich zu sehr. Und somit ging ich nicht mit. Das ging einmal gut, vielleicht auch zweimal.

Aber irgendwann hatte keine meiner neuen Freundinnen Lust, stets eine Absage zu erhalten. Und somit trafen sie sich immer weniger mit mir, bis irgendwann der Kontakt sich so sehr reduzierte, dass es langfristig zu keinem weiteren Treffen kam.

An einem wunderschönen Sommertag, ich mag gerade mal 18 Jahre alt gewesen sein, fuhr eine meiner Cousinen auf unser Grundstück und zeigte stolz ihr Auto, das sie wenige Tage vorher erworben hatte. Sie stieg aus ihrem roten, kleinen Auto und stellte sich mit breitem Grinsen vor die Motorhaube.

„Setze dich rein, Petra.“, forderte sie mich auf.

Ich schüttelte den Kopf.

„Wieso nicht, ist doch kein schlechtes Auto, gebraucht und alt, aber sitzt sich echt gut.“ Den Blick meiner Cousine werde ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen.

Ich weiß noch, dass ich immer wieder den Kopf schüttelte. Ich mochte ihr einfach nicht sagen, dass ich Angst hatte, nicht hinter das Lenkrad zu passen. Dann sah ich in die grünen Augen meiner Cousine. Sah ihre Enttäuschung und gab mir einen Ruck.

Ich setzte mich auf den Fahrersitz. Und passte zu meiner Verwunderung hinter das Steuer. In diesem Augenblick blickte ich zu meiner Cousine und sah ihre strahlenden Augen.

„Ich dachte, ich würde nicht hinters Lenkrad passen“, stammelte ich.

„Du würdest was nicht?“ Regina starrte mich verwundert an.

„Na, ich dachte, ich würde hier nicht hinter passen.“

Ich schaute auf das Lenkrad vor mir und betrachtete meine Beine.

„Mann, oh Mann, du hast Probleme, wieso solltest du nicht da hinter passen, das muss ich nicht verstehen.“

Ich begann zu stottern: „Na, meine Beine sind doch ...“ „Was ist mit deinen Beinen?“

„Na, schau‘ sie dir doch an, sie sind einfach nur fett.“

„Fett ist etwas anderes, Petra, deine Beine sind mollig, aber doch nicht fett. Ich würde es mal mit Sport versuchen. Wie wäre es, wenn du mal so wie ich Fußball spielen würdest?“

Fußball, um Gottes Willen, doch kein Fußball spielen. Das kam mir überhaupt nicht in den Sinn.

Die Situation war mir peinlich. Ich unterbrach sie schnell, indem ich meine Cousine für ihr schönes Auto lobte. Und den Moment genoss, zu merken, dass ich auch hinter einem Lenkrad sitzen könnte.

In mir kam der Wunsch auf, doch den Führerschein machen zu wollen und endlich selbst mit einem Auto fahren zu können. Es dauerte auch nicht lange bis ich stolze Besitzerin eines Führerscheins wurde. Wenige Monate später suchten mein Vater und ich nach einem Fahrzeug.

Es war schnell gefunden und endlich konnte ich mich fortbewegen, ohne schief angesehen zu werden. Für mich wurde mein Auto zu einem Statussymbol. Zu einer Festung, in der ich mich wohl fühlte.

Immerhin sah man nur mein Gesicht, das ja schlank war, und meinen Oberkörper. Mein Körper war ab dem Brustkorb nicht zu sehen. Und somit war ich wesentlich selbstbewusster im Fahrzeug als wenn ich mich auf dem Fahrrad oder zu Fuß zeigte.

Meine Ausbildung machte mir sehr viel Spaß. Ich lernte in einem Unternehmen den Beruf der Bürokauffrau. So schön es auch war, in einem Büro mit freundlichen Mitarbeitern zu arbeiten, umso schlimmer war es für mich zur Berufsschule zu gehen. Es war erdrückend, eine von sehr wenigen Frauen zu sein, die so stark ausgebildete Beine hatte.

Es fühlt sich nicht gerade gut an, wenn man sich einer Gruppe von jungen Frauen nähert, die sich hauptsächlich über junge Männer, den damit verbundenen Treffen und ihr Aussehen unterhalten.

Immerhin sind es Themen, die mir mehr Unbehagen bereiten als Freude. Und somit habe ich damals mich eher zurückgehalten und wenig zu diesen Themen gesagt. Und ich hatte ja Bekannte und Freunde.

Und wenn eine Freundschaft zerbrach, dann hauptsächlich, weil ich stets diejenige war, die keine Zeit hatte. Jedenfalls offiziell und nur weil ich mich nicht traute, mich öffentlich zu zeigen.

Mit der Zeit allerdings legte ich mir eine dickere Haut an.

Ich ging Dank einer Freundin endlich in die Disco. Und auf die ein oder andere Feierlichkeit. Ich lernte, mich in meiner Haut wohlzufühlen und bemerkte, dass ich sehr wohl kontakten konnte.

Mein Arbeitsplatz war auf mehrere Positionen verteilt. Unsere Firma war ein großes Unternehmen, das seine Büroräume in mehreren Wohnorten verteilt hatte. Und somit war es für alle Angestellten vorgegeben, auch einmal von einem Arbeitsplatz auf den anderen zu wechseln.

Eines Tages wurde ich in eine Filiale meiner Firma versetzt. Dort arbeiteten handwerklich einige Männer. Solange ich in meinen Büroräumen war, war ich selbstbewusst und locker, aber wehe ich hatte in den Produktionsbereich zu gehen, um etwas zu regeln. Dann wurde ich unsicher.

Mit der Zeit legte sich mein Unbehagen und ich bemerkte, dass ich in dieser Filiale mich einfach nur wohlfühlte.

Einer meiner Kollegen nahm dann Kontakt auf. In jeder Pause fanden wir zueinander und hatten viel Spaß miteinander. Ich kann mich heute noch daran erinnern, wie Harald eines Tages mich spontan in seine Arme nahm und mich küsste.

Ich war total überrascht und dachte, in ähnlichen Situationen sofort an meinen unförmigen Körper, so geschah es bei Harald nicht. Und ich fühlte keine Ablehnung von seiner Seite, sondern Zuneigung.

Ein ganz neues Gefühl kam in mir auf.

Danach ließ mich Harald einfach stehen und beendete seine Pause. Ich war verunsichert, wusste ich zwar, dass ich ebenfalls wieder anfangen musste zu arbeiten, so fiel es mir sichtlich schwer, mich zu konzentrieren.

Ich wünschte die Mittagspause herbei, um gleich wieder Kontakt zu Harald aufnehmen zu können.

Ich ging zu ihm, mein Herz schlug so sehr, ich konnte es gar nicht erwarten, in seinen Armen zu liegen, von ihm berührt zu werden. Und doch benahm ich mich in einer unserer Pausen nicht korrekt. Harald stand mit mir in einem nicht einsehbaren Bereich unseres Firmengebäudes.

Wir hatten uns in die Arme genommen, als er mit seinen Händen an meinem Körper herunterglitt und mich an sich drückte. Das war der Moment, wo ich mich verkrampfte.

Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Mir war es unangenehm, dass er mit seinen Händen meinen Po, meine Beine berührte. Und doch sagte mir der Verstand, dass ich es zuzulassen sollte. Und erstmals in meinem Leben ließ ich mich fallen und genoss den Moment der Gefühle. Ich ignorierte mein Schamgefühl und genoss den Augenblick.

Ein absolut schönes Gefühl. Bei Harald fühlte ich mich geborgen.

Tage später lockte mich Harald in der Mittagspause aus meinem Büro und ging mit mir zusammen zu seinem Auto. Er setzte sich hinter das Steuer seines knallroten VW Golf, ließ mich an der Fahrertür stehen und stellte die Musik an.

„Ich liebe dich, oh, oh, ich liebe dich ...“

Der Song von Clowns und Helden klang in meinen Ohren ... so schön hatte bislang keiner meiner Freunde mir eine Liebeserklärung gemacht.

Harald sah mir dabei tief in die Augen: „Ich kann es nicht so schön sagen wie die Jungs in dem Song, aber ich denke, du hast verstanden, was ich sagen will.“

Seine stahlblauen Augen leuchteten. Ich bückte mich ins Auto und küsste ihn. Er lächelte leicht verlegen ...

Von dem Tag an war mir klar, dass Harald in meinen Augen anders war als die Männer, die ich vor ihm kennengelernt hatte.